

tersucht das Verhältnis von Methode und System (271–277). Auch wenn sich der Begriff „System“ in der *Deutschen Logik* kein einziges Mal findet (271), so ist er doch ein Schlüsselbegriff für die Interpretation W.s. Aus seinen übrigen Werken geht hervor, daß er ein *System* als Demonstration betrachtet, d. h. als vornehmste Frucht der wissenschaftlichen Methode. In einem System werden die Sätze untereinander verknüpft, „wenn die einen Sätze aus den anderen Sätzen, die als ihre Prämissen gelten, bewiesen werden“ (273). Dies besitzt vier offensichtliche Vorteile, die oftmals nicht wahrgenommen werden. Erstens wird so die Wahrheit von Sätzen viel evidenter gemacht, zweitens ist der Fortschritt der Wissenschaften gesichert, drittens werden Widersprüche vermieden und viertens werden Irrtümer leicht und deutlich erkennbar (274–275).

Aber was hat nun die systematische Philosophie von einer Arbeit zur Wolffschen Methode? Tutors detaillierte Arbeit zeigt, welche Ansprüche eine wissenschaftliche Methode zu erfüllen hat, nämlich Klarheit der Begriffe, Rechtfertigung ihrer Aussagen, lückenlose Beweise etc. (280). Aber vor allem wird durch seine Studie das Bestreben W.s nachvollziehbar, eine Synthese aus Erfahrung und Vernunft zu leisten, die zwar in einem geschlossenen System mündet, aber deswegen noch nicht als „dogmatischer Trugschluß“ bezeichnet werden darf, wie dies weithin noch geschieht. W.s Suche nach Wahrheit und Gewißheit überzeugend nachgezeichnet zu haben, ist das Verdienst dieser lehrerwerten Studie.

U. L. LEHNER

WATKINS, ERIC, *Kant and the Metaphysics of Causality*. Cambridge: University Press 2005. XI/451 S., ISBN 0-521-54361-4.

Noch ein Buch über Kant und Hume, so mag der Leser denken. Als ob in den Beiträgen von L. W. Beck, G. Buchdahl, P. Strawson und vielen anderen nicht längst alles Wichtige gesagt wäre. Doch E. Watkins (= W.) rekonstruiert in seiner eindrucksvollen Studie nicht abermals Kants Argument gegen Hume und für die Objektivität der Kausalrelation. Wie der Titel des Buches bereits andeutet, stellt er Kants Behandlung der Kausalität vielmehr in den Zusammenhang der Metaphysik seiner Zeit. Dieser „kontextualistisch-historiographische Zugang“ (8) soll sicherstellen, daß nicht unsere heutigen, sondern Kants eigene Fragen die Grundlage der Lektüre bilden. Um den zeitgenössischen Kontext zu erschließen, beginnt W. den ersten Teil mit einer Darlegung der Auseinandersetzung um Leibniz' Lehre von der prästabilierten Harmonie (23–100). Sein besonderes Augenmerk gilt dabei der Wolffschule und ihren Kritikern. Da die einschlägigen Texte noch nicht ins Englische übersetzt sind, läßt W. die Autoren ausführlich selbst zu Wort kommen. Während sowohl Wolff als auch seine Schüler Baumgarten und Meier an der prästabilierten Harmonie in mehr oder weniger abgewandelter Form festhielten, vertrat Kants Königsberger Lehrer Knutzen die entgegengesetzte Auffassung, wonach endliche Substanzen gemäß ihrer Natur aufeinander einwirken. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerter, als Knutzen seine Position ausgehend von den Vorgaben der Leibnizschen Metaphysik entwickelte. Wie W. überzeugend nachweisen kann, ist dafür die bei Leibniz unklar gebliebene Unterscheidung zwischen ursprünglichen und abgeleiteten Kräften verantwortlich (97). Der zweite bekannte Vertreter der *influxus physicus* genannten Lehre ist Crusius. Er gründete seine Metaphysik auf den Begriff der Kraft, verstanden als dasjenige, wodurch ein Ding das andere möglich oder wirklich macht. Auf Crusius gehen außerdem die für das Verständnis des vorkritischen Kant wichtigen Unterscheidungen zwischen dem Ideal- und dem Realgrund sowie zwischen dem zureichenden und dem bestimmenden Grund zurück. Was nun Kants eigene Theorie der Kausalität angeht (101–180), setzt er sich von Wolff und Crusius gleichermaßen ab. In der „Nova Dilucidatio“ aus dem Jahr 1755 stellt er den Prinzipien des Widerspruchs und des bestimmenden Grundes die beiden Grundsätze der Aufeinanderfolge und des Zugleichseins an die Seite. Der erste soll zeigen, daß die Substanzen in kausalen Beziehungen aufeinander stehen müssen, weil sonst ein Wechsel ihrer Bestimmungen, wenigstens unter Wolffschen Vorgaben, unmöglich wäre. Der zweite Grundsatz klärt die Frage nach dem *Wie* der kausalen Beziehungen. Gegen Crusius gerichtet argumentiert Kant, sie könnten nicht in der bloßen Existenz der Substanzen, sondern müßten im göttlichen Verstand begründet sein. Da die Beziehungen dennoch real sind,

betrachtet W. den vorkritischen Kant, obwohl sich dieser selbst dagegen verwehrt (vgl. AA I, 415), als Vertreter des *influxus physicus*. Im Lauf der sechziger Jahre verfeinert Kant seine Kausalitätsauffassung. W. vermutet dahinter den Einfluß Humes, in dessen „Inquiry concerning human understanding“ Kant die Auffassung vertreten finden konnte, die kausale Verknüpfung besitze keine logische Notwendigkeit. In dem „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen“, reagiere Kant darauf mit der Unterscheidung zwischen logischen und realen Gründen.

Im zweiten Teil seiner Arbeit wendet sich W. Kants kritischer Behandlung der Kausalität zu und kommt zunächst auf die Zweite und Dritte Analogie der Erfahrung zu sprechen (185–229). Er bettet sie in den weiteren Zusammenhang der Transzendentalen Analytik und des Problems der Bestimmung des objektiven Verhältnisses der Erscheinungen in der Zeit ein. Dabei stellt er klar, daß die Analogien weder bloß begriffsanalytische noch rein epistemologische Bewandnis besitzen, sondern daß sich in ihnen epistemologische mit ontologischen Aspekten verbinden. „Kant behauptet, daß die Erkenntnis objektiver Verhältnisse in der Zeit wirkliche ontologische Prinzipien erfordert“ (200). Erfahrung ist nur möglich unter der Bedingung, daß wir zu der Anwendung bestimmter Kategorien berechtigt sind, das heißt zum Beispiel, daß in der Welt eine kausale Ordnung herrscht. Den in der Literatur immer wieder untersuchten Beweis der Zweiten Analogie teilt W. in zwei Argumente ein. Das vorbereitende Argument schließe auf die Kategorie der Kausalität als die notwendige Bedingung der Möglichkeit, eine objektive Zeitfolge überhaupt vorzustellen. Das Hauptargument solle zeigen, daß die Erkenntnis einer objektiven Abfolge von Zuständen eine kausale Regel erfordert, worunter der Gegenstand steht. In vergleichbarer Weise rechtfertige der Beweis der Dritten Analogie die These, daß wir das Zugleichsein von Substanzen nur erkennen können, wenn diese in dem Verhältnis wechselseitiger Interaktion stehen. In einem eigenen Kap. diskutiert W. sodann das den Analogien zugrunde liegende Modell von Kausalität (230–297). Im Gegensatz zu Hume versteht Kant Kausalität nicht als die Relation zweier Ereignisse, sondern hält an dem vorkritischen Begriffsrahmen fest und führt die Kausalität auf die „Gründe“ und „kausalen Kräfte“ zurück, mittels deren eine Substanz die Zustände der anderen bestimmt. W. verweist auf Kants eigentümliche Rede von der „Kausalität der Ursache“ (*causalitas causae*; vgl. AA XXVIII, 573) und illustriert sie mit Hilfe der synthetischen Aktivität des Bewußtseins und der Weise, wie wir ihrer gewahr werden können. Aus alledem ergibt sich die eigentlich provozierende These des Buches, daß nämlich eine ganze Reihe von metaphysischen Grundüberzeugungen Kants „kritische Wende“ unbeschadet überstanden hat. W. spricht von der „Kontinuität“ der Kosmologie und Metaphysik bei gleichzeitiger „Diskontinuität“ seines epistemologischen und metaphysischen Standpunkts. „Kurzum, Kants Welt bleibt weitgehend dieselbe, auch wenn sich seine Auffassung von der Art, wie wir die Welt erkennen können, ändert“ (182).

Der dritte Teil des Buches beginnt mit der Erörterung des Problems der Freiheit (301–361). Nach einer kurzen Vorstellung der Dritten Antinomie vertieft W. seine Lesart des transzendentalen Idealismus. Sie ruht auf der Beobachtung, daß nach Kants Sprachgebrauch die Dinge an sich den „Grund“ der Erscheinungen bilden. Zwischen beiden herrscht somit eine asymmetrische Relation der Abhängigkeit, wie sie für Kants Modell der Kausalität kennzeichnend ist. Eine solche Beziehung ermöglicht nicht zuletzt das Verständnis der Freiheit unseres Handelns. Als noumenale Wesen wählen wir (außerhalb der Zeit) einen Charakter, der den Gesetzen unserer Natur zu Grunde liegt und unser Handeln (in der Zeit) bestimmt. Nimmt man Kants Modell der Kausalität ernst, fällt schließlich neues Licht auf sein Verhältnis zu Hume (362–422). Die radikal unterschiedlichen ontologischen Voraussetzungen beider Autoren lassen es für W. ausgeschlossen erscheinen, bei Kant etwa eine Widerlegung Humes zu suchen. Vielmehr entwickle Kant eine eigenständige Alternative zu den Lehren Humes. Die These führt natürlich zu der Frage, wem der beiden wir aus unserer heutigen Sicht mehr Kredit einräumen sollten. Statt die Frage direkt zu beantworten, blickt W. am Ende auf eine Reihe gegenwärtiger Debatten. Wer an einer echten Alternative zu dem empiristischen Modell der Ereigniskausalität und der Regularitätsauffassung der Gesetze der Natur sowie an einem besseren Verständnis der Handlungskausalität interessiert sei, der finde bei Kant wertvolle Anregungen.

Das Buch ist flüssig und klar geschrieben. Kurze Ausblicke am Beginn und knappe Zusammenfassungen am Ende jedes Kap.s erleichtern es dem Leser, den Gedankengang zu verfolgen. Die Lektüre verhilft zu einer Fülle wichtiger Einsichten. Im ersten Teil weiß W. überzeugend darzulegen, daß sich die Positionen des vorkritischen Kant nicht einfach auf die Leibniz-Wolffsche Schulphilosophie im allgemeinen beziehen lassen, sondern daß Kant in ganz konkreten Auseinandersetzungen wohl abgewogen Stellung bezieht. Nicht weniger bedenkenswert ist die von W. ins Gespräch gebrachte These von dem Einfluß Humes auf die Entwicklung des vorkritischen Kant (166–170). Daß Humes „Inquiry“ auf Kants Schrift über die negativen Größen wirkte, hat bereits K. Fischer vermutet, ohne daß ihm die Forschung darin gefolgt wäre (vgl. Immanuel Kant und seine Lehre, Erster Teil: Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie, Heidelberg 1898, 232 und 312). Doch so nahe der Gedanke in der Sache liegen mag, fehlen für eine endgültige Entscheidung die philologischen Anhaltspunkte. Was die autobiographische Bemerkung Kants über seine Erweckung durch Hume anbelangt, wird man bei W. zumindest den Hinweis auf die Studie von L. Kreimendahl (Kant – Der Durchbruch von 1769, Köln 1990) vermissen. Auch im zweiten Teil des Buches ergibt sich ein von der gegenwärtigen Standardinterpretation deutlich abweichendes Bild. So ist W. der Umstand nicht entgangen, daß nicht nur in der viel diskutierten Zweiten, sondern auch in der selten beachteten Dritten Analogie der Erfahrung von kausalen Beziehungen die Rede ist. Richtet man sein Augenmerk auf das den Analogien zugrunde liegende ontologische Modell, besitzt der dritte Grundsatz sogar mehr Aussagekraft als der zweite. Angesichts dessen muß man es freilich bedauern, daß W. nicht auf die Frage eingeht, wie sich der in der Zweiten und noch mehr in der Dritten Analogie vorausgesetzte Begriff der Substanz genau zu dem in der Ersten Analogie eingeführten Konzept der Beharrlichkeit verhält. Kann das Beharrliche als der Ursprung von Kraft bzw. Aktivität gelten? Und wie läßt sich dann erklären, daß der Beweis der Ersten Analogie die Einheit der Erfahrung und mithin der Substanz (!?) dartun soll, die Dritte Analogie aber eine Mehrzahl von miteinander wechselwirkenden Substanzen voraussetzt? Auch nach der Lektüre des dritten Teils bleiben Fragen offen. Akzeptiert man die starke Lesart des transzendentalen Idealismus, wonach den Erscheinungen noumenale Substanzen zugrundeliegen, setzt man sich dem klassischen Einwand aus, unrechtmäßigen Gebrauch von der Kategorie der Kausalität zu machen. Gerade weil W. seine Formulierungen diesbezüglich mit großer Vorsicht wählt, wüßte der Leser gerne, wie sich der Begriff des Grundes in seinen Augen genau zu der Kategorie der Ursache verhält. Eine weitere Unklarheit betrifft die Deutung der Dritten Antinomie. Wenn es zutrifft, daß die Welt der Erscheinungen „wesentlich unbestimmt und unvollständig“ ist, und daß die Gesetze der Natur nicht „mit unbegrenzter Allgemeinheit“ auf sie angewandt werden können (315), in welchen Sinn läßt sich dann gleichzeitig behaupten, Kant könne der Welt der Erscheinungen „Determinismus beilegen“ (316)? Als ähnlich unbefriedigend wird man W.s Darstellung der Freiheit empfinden müssen. Unter einem moralphilosophischen Blickwinkel mag es einleuchten zu sagen, indem wir uns einen Charakter wählten, bestimmten wir „unsere eigene Natur“ (335 f.). Weniger klar ist indes, ob damit für den Kompatibilisten viel gewonnen ist, denn es liegt der Einwand nahe, die „Gesetze der Natur“, die unser Handeln regeln, seien solche der Neurophysiologie und unterlägen daher keineswegs der freien Wahl des einzelnen. Die vorgetragenen Bedenken sollen nicht darüber hinwegtäuschen, sondern deutlich machen, daß W. ein äußerst anregendes und ambitioniertes Buch verfaßt hat, das zu lesen sich allemal lohnt. Insbesondere ist dem Autor beizupflichten, wenn er herausstellt, daß Kausalität für Kant die Aktivität einer Substanz einschließt und sich nicht einfach auf die wie immer geartete Verknüpfung von Ereignissen reduzieren läßt. Daß W. die Kontinuität zwischen dem vorkritischen und dem kritischen Denken Kants einschärft, kann man ebenfalls nur begrüßen. Erhellend ist endlich die Revision des gängigen Bildes, wonach es Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ vor allem auf die Widerlegung Humes abgesehen habe. Man mag es für ein Glück oder für ein Unglück halten: Auch zweihundert Jahre nach seinem Tod sind wesentliche Fragen der Kantinterpretation weiterhin offen.

G. SANS S. J.